Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 3

Artikel: Allerseelen
Autor: Manz, Werner
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-664144

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

der Hand über die Stirn und setzte sich auf eine Wurzel, schweißtriefend und wie stumpfsinnig von der Anstrengung. Als Maria, nachdem die andern getrunken hatten, mit dem noch halb gefüllten Eimer zu ihm kam, saß er immer noch regungslos und keuchend da und sagte mit irrem Blick:

„Ich fall in Ohnmacht — o, ich fall in Ohnmacht!"

Aber als er sie kommen sah, unterbrach er sich und stieß ein Gebrüll aus.

„Frisches Wasser! Zum Teufel, her mit dem frischen Wasser!"

Er ergriff den Eimer, trank ihn halb aus und goß sich den Rest über Kopf und Hals, worauf er triefend sich von neuem auf den besiegten Baumstumpf stürzte und ihn zu einem der Haufen zu rollen begann, wie man eine Beute davonträgt.

Maria blieb ein Weilchen dort und schaute der Arbeit der Männer und dem von Tag zu Tag erstaunlicheren Erfolg dieser Arbeit zu. Dann machte sie sich wieder auf den Heimweg, fröhlich den leeren Eimer schwenkend; wie gut hatte sie es doch, daß sie jung und gesund unter dieser strahlenden Sonne leben, daß sie an etwas Schönes denken konnte, das vor ihr lag und ganz bald eintreffen mußte, wenn sie nur geduldig und inbrünstig genug betete.

Lange noch folgten ihr die Stimmen der Männer, da die von der Hitze hart gewordene Erde den Klang zurückwarf. Esdras, der schon wieder einen gefällten jungen Zypressenstamm umklammert hielt, sagte mit sanfter Stimme:

„Nur ruhig — los!"

Légaré schlug sich mit einem neuen hartnäckigen Feind herum und fluchte mit unterdrückter Stimme.

„Zum Teufel, du sollst mir schon wackeln."

Sein Keuchen hörte man fast ebenso laut wie seine Worte. Er verschnaufte sich einen Augenblick, dann stürzte er sich von neuem in den Kampf, indem er die Arme reckte und sich in seinen breiten Hüften drehte.

Und noch einmal erscholl seine Stimme in Flüchen und Klagen.

„Ich sag dir, ich krieg dich doch! — Kreuzsackerment, was das heiß ist! Das ist zum Sterben —."

Seine Klage wurde zu einem lauten Schrei.

„Herrjeh, das ist zum Verrecken beim Landmachen!"

Die Stimme Vater Chapdelaines klang etwas erstickt, aber fröhlich, wie er ihm zurief:

„Sachte, Edwige, sachte! Die Erbsensuppe muß gleich fertig sein."

Und wirklich dauerte es nicht lange, bis Maria von neuem vors Haus trat, die hohlen Hände an den Mund legte, daß der Schall weiter dränge, und mit einem lauten singenden Ruf das Mittagessen ansagte.

Gegen Abend wachte der Wind wieder auf, und köstliche Kühle wehte hernieder wie ein Himmelsgeschenk. Aber der bleiche Himmel blieb wolkenlos.

„Wenn das schöne Wetter anhält", sagte Mutter Chapdelaine, „sind bis zum Fest der heiligen Anna die Blaubeeren reif." (Fortsetzung folgt.)

Gottvertrauen.

Gott lebt und wirkt, zerstreut die Nebelschwaden,
Er ist das Licht, zu Ihm blick', Mensch, empor!
Er will das gläub'ge Herz so reich begnaden,
Führt seine Kinder durch des Friedens Tor.

Im Glauben wirst du, Mensch, zum Glück genesen,
Wirst gern bekennen, daß dein Gott dich führt;
Allmächt'ger Vater, Geist, du höchstes Wesen,
Im Guten bleibt, wer deine Nähe spürt.

Otto Volkart.

Allerseelen.

Sterben in der Natur, Totenfest in der menschlichen Gemeinschaft. Menschheitsgeschichte birgt der Totenkult, dem Natur- und Kulturvölker huldigen. Primitiver Gemeinschaftsglaube und vergeistigte Religionsform modernster Weltanschauung feiern den Tag der Toten an den Übergangs- und Trennungszeiten der großen Jahresabschnitte. Das Christentum nimmt das altheidnische Fest aller Manen, auch Cara cognatio genannt, liebevoll in seinen Schoß auf. Dem Orden des heiligen Benediktus verdankt die gläubige Welt den Allerseelentag, der an Stelle der zahlreichen früh-christlichen Einzelfeste durch Abt Odilo von Cluny im Jahre 998 für die ihm unterstellten Ordenshäuser zu einer gemeinsamen Gedächtnisfeier erhoben wird. Auf den zweiten November, das heißt gegen den Schluß des Kirchenjahres, verlegt man das allgemeine Seelen-

fest, das 1006 durch Papst Johann XIX. für die ganze Christenheit eingeführt wird.

Laubfall: Sinnbild der Vergänglichkeit für unser Denken. Ein Vergehen, Verwehen des Körperlichen kennt aber die präanimistische Vorstellungswelt des Primitiven nicht. Einheit von Körper und Seele ist Grundlage des primitiven Gemeinschaftsglaubens, in dessen Brennpunkt der Tod als das Werk böser Mächte steht. So ist denn Sterben für diese Denkweise kein Erlöschen, sondern nur Wechsel, Übergang, Formänderung, Dämonisches Leben ist der Tod, der als Verzauberung, als Spaltung von Erscheinung und Wesen erscheint. Im Mittelpunkt alles Denkens triumphiert das Leben als Dauerzustand hinter aller Form. Das Jenseits ist ein getreues Abbild des Diesseits, das Verlangen nach Speise und Geselligkeit logische Folge dieser Denkweise. Sterben und Erneuerung der Natur, wie die Wendezeiten des Jahres sind die heiligen Zeiten, da die Toten als Gäste die menschliche Gemeinschaft aufsuchen. Furcht und Scheu vor den Dämonen hat das Totenfest geboren. Opfergaben suchen die Manen, die ihr Reich zu mehren trachten, zu besänftigen. Zwiefacher Art ist der Abwehrzauber, der sich gegen die Rückkehr der Toten richtet. So setzt die heilige Zauberflamme einen Wall zwischen die Lebenden und Toten. Da aber der beiden Wohl und Wehe in engstem Abhängigkeitsverhältnis stehen, richtet sich die magische Abwehr auch gegen böse Mächte, die der Toten Ruhe bedrohen.

Der Nebelung ist bei vielen Völkern der Totenmonat. Totenengel heißt unser November bei den Persern. Da findet der Seelen Sehnsucht nach Opfern, nach irdischen Speisen und menschlicher Gesellschaft Erfüllung. In diese Zeit fällt das altgriechische Seelenfest, das Nekysiafest. Der 17. Februar ist der altrömische Totentag. Das altisraelitische Totenfest trägt den Charakter der chinesischen Feier, die im Seelenfest des Buddhismus wiederkehrt. Ägypten feiert Mitte November Osyris als Totengott, Mexiko huldigt um diese Zeit dem Totenkult in Form großer Menschenopfer. Das alte Germanentum verbindet den Seelenglauben mit dem Fruchtbarkeitskult. Opfergabe des Menschen für die Erntegabe der Seelen. Später erfolgt eine Umdeutung dieser Meinung unter dem Einfluß der Angst vor der Auferstehung und Wiederkehr der Toten. Der Fruchtbarkeitskult wird zum Sühn- und Totenopfer im Sippenverband. Das Menschenopfer, Ersatz für den Opfernden selbst, findet mit dem Kulturaufstieg Ersatz im Tier- und Speiseopfer. Das dingliche Opfer erhält eine Ablösung im Schein- und Symbol-Opfer.

Der noch von Körperlichkeit getragene Seelenglaube, der im Winde die Toten weiter leben läßt, im wilden Herbst- und Wintersturm das unter Wodes Führung dahinjagende Seelenheer zu hören vermeint, lebt in der christlichen Vorstellung vom „Fegfeuer" und von „kalter Pein" weiter. Unser Volksglaube, ein getreuer Hüter uralten Brauchtums, hat das Erbe des altheidnischen Totenkultes übernommen.

In der „Seelenwoche" gehen die Toten um, umirren die Grabstätte, sehnen sich nach einem gastlichen Plätzchen am Herd, der altheiligen Kultstätte, lechzen nach Speise und Trank. Alte Volksanschauung gewährt den im Fegefeuer schmachtenden Seelen eine Gnadenfrist, um sich auf der Erde von den Qualen vorübergehender Verdammnis zu erholen. Von Trauerschleiern grau und still verhangene Tage sind's, da kindlich-naives Volksgemüt und durch das Verwachsensein mit der Scholle genährtes Naturgefühl im Rauchfang, wo der Sturm johlt und pfeift, das Ächzen und Stöhnen der armen Seelen zu hören vermeint. Göttliche Einfalt empfindet die Irrenden, wie sie leibhaftig herumhuschen hinter nebelversponnenen Sträuchern, wie sie mit grauem, altem Gesichte vorbeiwallen an Türen und Fenstern, wie sie hereinschlüpfen wollen bei allen Ritzen und Fugen, sehnsuchtsvoll hereingucken durch alle Luken. Die Großmutter mit ihrem wundergläubigen Herzen und ihrem reichen Sagenschatz, der wie ein Quell aufspringt in diesen heiligen Tagen, hört die nebelhaften Schemen raunen: Gedenket unser in Liebe, laßt uns nicht ganz verlöschen und zerstäuben. Es rinnt das Blut unserer zerfallenen Leiber, es lebt unser Geist immer noch in euch. Verstoßt uns nicht in den ewigen, finstern Tod des Vergessenwerdens, schenkt uns Wärme an diesem Gedenktag.

Manche Züge des alten Totenopfers leben in unserem Allerseelen-Brauchtum weiter. Da werden in vielen Gegenden den Toten Opfer am Grabe, da wird häufig den hungernden Seelen Speise und Trank am Familientisch dargebracht. Die neapolitanische Sitte, den Toten Speise und Trank aufs Grab zu stellen und den ganzen Allerseelentag auf den Gräbern der Verstorbenen zuzubringen, ist noch nicht ganz ausgestorben. Ein unbewußt-antiker Totenkult spielt sich da

F. Feldmann: Der Jüngling zu Nain.

auf dem Camposanto ab, wenn das mitgebrachte Essen hier verzehrt wird.

Allerseelen-Gebäck in mannigfaltiger Form kann den Zusammenhang mit alten Totenopfern nicht verleugnen. Seelenzöpfe heißen diese Kultbrote in Bayern, Seelenwecken und Seelenbretzen die Brotgaben, die als Geschenk von Hand zu Hand gehen oder in der Kirche und zu Hause an die armen Seelenleute verteilt werden. Die den Toten zugedachte Liebe überträgt man auf die beschenkten Armen und durch ihr Gebet wieder auf die armen Seelen. Seelstück heißt das Festgebäck in Tirol, Seelchen in Böhmen. Ein Opfer an die guten Hausgeister, wenn in Österreich ein Brocken des heiligen Stritzel dem Herdfeuer übergeben wird. Ein kleines Kreuz, das die Seelenbrötchen in Flandern tragen, ist Hinweis auf die Flammen des Fegfeuers. Italien kennt Backwerk in Form von Seelenknochen und Bohnen, die altrömischer Volksglaube in nahe Beziehung zum Totenkult bringt. Die böhmischen Seelchen, die in Gestalt von Hennen, Hasen und Pferden hergestellt und den Knaben an Allerseelen als Geschenk dargebracht werden, sind Tieropfer in Symbolgestalt.

Das Zopfgebäck ist ein Haaropfer in Teigform. Statt den Toten ein Leben zu weihen, den ganzen Körper als Sühneopfer darzubringen, begnügt man sich in der Folge mit einem Teil. Das Haar als Sinnbild der Würde und Macht, der Freiheit und Kraft, muß als Opfergabe fallen.

In den geweihten Kerzen und Lämpchen, die am Grabe und zu Hause entzündet werden, leuchtet das altheidnische Zauberfeuer fort und fort. Den Weg zum Ruheplatz des Körpers sollen diese Seelenkerzlein den Toten zeigen, denen die heilige Zeit Urlaub aus dem Fegfeuer schenkt. Und die Bitte der Gläubigen im Schimmer der roten Kerzen: Das ewige Licht leuchte ihnen! Die in manchen Gegenden übliche Sitte, in der Nacht zum Allerheiligentag die Fenster nicht ganz zu schließen, gibt den armen Seelen Gelegenheit, nach ihrer „kalten Pein" sich am Herdfeuer zu wärmen. Ahnenseelen, als Lebendiges empfunden, denen altheidnische Denkweise ein Dasein einräumt am heiligen Platz des Herdfeuers, die sie zu Hausgöttern erhebt und ihnen so Unsterblichkeit schafft.

Liebende Hände winden zum Kranze, was noch grünt und blüht. Ein Totengeschenk, das den Grabhügel schmückt. Der Ausdruck treuen, dankbaren Gedenkens. Ein unhörbares Gebet: Herr, gib ihnen die ewige Ruhe. Rosen, die Blumen des Todes, schmücken unter südlichem Himmel die Grabstätte. Schon in der klassischen Mittelmeer-Kultur ist die Königin der Blumen, deren kugelige Gestalt als Ausdruck aller Vollkommenheit Anfang und Ende miteinander vereint und so die Ewigkeit in sich schließt, heiliges Sinnbild der Unsterblichkeit. Unter nordischem Himmel, wo die Natur um diese Zeit mit Schenken kargt, schmückt man den Grabhügel mit dem Tannengrün der Hoffnung. Und daneben als Zeichen treuen Gedenkens ein Kranz aus den Blüten der weißen Chrysantheme, der Künderin der kalten Jahreszeit, die in ihrer Heimat, in China und Japan, zum Sinnbild eines langen Lebens erhoben wird.

Andere Völker, andere Sitten. Was sie aber alle eint, ist tiefstes Gemeinschaftsgefühl und geistige Verbundenheit, unzerstörbares Jenseitshoffen und leuchtender Unsterblichkeitsglaube. Nach dem Zeitlichen das Zeitlose. Nach dem Irdischen das Seelisch-Ewige. Stirb und werde!

Dr. Werner Manz.

Die Jenseitshoffnung der Menschheit von der Urzeit bis auf unsere Tage.

Die wichtige Frage, ob es ein Leben nach dem Tode gebe, hat die Menschheit, soweit die Geschichte überhaupt zurückverfolgt werden kann, immer lebhaft beschäftigt. Es ist uns nicht bekannt, ob es in frühester Zeit eine Periode gab, in welcher sich die Menschen noch keine Gedanken darüber gemacht haben, ob mit dem irdischen Absterben des Körpers alles zu Ende sei. Die Stämme und Völker hingegen, die wir kennen, haben zu allen Zeiten angenommen, daß es nach dem Tode ein Fortleben gebe. Den Glauben an ein Leben nach dem Tode finden wir sogar bei den allerprimitivsten Völkerschaften. Allerdings wird nicht überall an ein ewiges Fortleben gedacht, auch nicht immer allen Menschen zugesprochen; von einem Fortleben ist aber doch irgendwie die Rede. Wir möchten zwar nicht verhehlen, daß es zu allen Zeiten Menschen gab, die nicht an ein Leben nach dem Tode glaubten. Neben den modernen Materialisten stand schon der Chinese Yang Tschu im 6. Jahrhundert vor Christus auf dem Standpunkt, mit dem Tode ende alles Leben. Im allgemeinen aber glaubten die Menschen zu allen Zeiten an ein Fortleben der Seele nach dem Tode. Diese Vorstellung bildet ein wichtiges Moment in sämtlichen Reli-